Der Hausfreund

Unterhaltungs-Beilage zur Deutschen Rundschau

Nr. 257. Bromberg, den 10. November. 1934

Der Tiger vom Mercato.

Ein Roman aus dem dunkelsten Neapel.

Von **Hans Possendorf.**

(22. Fortsetzung.) (Nachdruck verboten.)

Using hatte schon den Mund zu einer scherzhaften Erwiderung geöffnet. Aber noch ehe ein Wort über seine Lippen kam, wurde die Tür, die von Carmelas Zimmer in das kleine Gärtchen führte, mit einem krachenden Fußtritt aufgestoßen, und im nächsten Augenblick stand ein unheimlicher Kerl von räubermäßigem Aussehen vor ihm. Auf dem Kopfe trug er einen hohen spitzen Filzhut, der Oberkörper war mit einer dicken, grauen Bauernjacke bekleidet, und die derbe gelbliche Hose war bis an die Knie hinauf mit den Riemen der bäuerlichen Sandalen umschnürt. Seine Augen wurden von der tief in die Stirn gezogenen Hutkrempe beschattet, der Mund war von dem herabgekämmten Schnurrbart, Wangen und Kinn von einem kurzen dichten Vollbart bedeckt. Aus dem Gürtel aber schaute der Griff eines Dolches hervor.

„Was tut Ihr hier bei meiner Schwester?! donnerte er Using an und schien ihn mit seinen drohenden, finsteren Blicken durchbohren zu wollen.

„Raffaele!" — Carmela hatte den Bruder erst jetzt erkannt und warf sich nun, glücklich und erschrocken zugleich, an seine Brust. — „Raffaele! Komm doch zur Vernunft!" Sie hielt ihn mit dem linken Arme fest umschlungen und streichelte mit der Rechten zärtlich sein verwildertes Gesicht. „Der Herr hier ist ein Maler aus Wien. Er sah mich vor der Türe stehen und wollte mich gerne malen. Und da hat Donna Assunta ein Bild bei ihm bestellt, um dich bei deiner Rückkehr damit zu überraschen."

Die Freude, Carmela wiederzusehen, und ihre Zärtlichkeit hatten Raffaele ein wenig besänftigt, und er trat nun schweigend vor die Staffelei. — Nur mit Mühe konnte er seine strenge Haltung bewahren und einen Ausruf der Bewunderung unterdrücken: Das fast vollendete Bild gab Carmelas ganze Schönheit und Anmut wieder; und der seltsame Ausdruck ihrer übergroßen Augen, jenes reizvolle Gemisch von Güte, Kindlichkeit und Leidenschaft, war ganz vollendet getroffen. — Fast erschüttert verharrte Raffaele eine Weile lang stumm vor dem Gemälde. Dann aber trat er auf Using zu und sagte kühl und mit der Großartigkeit eines Fürsten: „Sie sind ein großer Künstler, mein Herr, und man wird Ihnen Ihre hervorragende Leistung dem Werte entsprechend bezahlen. Ich bitte Sie jedoch, für heute Ihr Arbeit zu unterbrechen, da ich eilig und dringend mit meiner Schwester zu sprechen habe. — Im übrigen möchte ich aber nicht versäumen, Sie darauf aufmerksam zu machen, daß das Betreten der Gassen und besonders auch der Häuser dieses Stadtviertels für einen Fremden *unter Umständen*" — er betonte diese zwei Worte bedeutungsvoll — „recht gefährlich werden kann. Es liegt an Ihnen, solche Umstände zu vermeiden. Wenn Sie es tun, werde ich dafür Sorge tragen, daß Sie sich in diesem Viertel unangefochten bewegen können."

Er machte eine höfliche aber gemessene Verbeugung, warf dem Grafen einen drohenden Blick zu und zog sich, ihn verblüfft zurücklassend, wieder in das Haus zurück.

4.

Raffaeles überraschender Besuch in Neapel war nur von sehr kurzer Dauer gewesen. Außer bei Donna Assunta hatte er nur noch bei seinem Abteilungschef, dem „großen Tore", vorgesprochen, um sich über die „Lage" und die Aussichten für seine dauernde Rückkehr in die Stadt zu unterrichten. Was er erfuhr, war nichts Günstiges: Der Polizeipräfekt hatte sich bisher durch keine Drohung einschüchtern lassen und den Kampf gegen den Verbrecherbund mit den schärfsten Mitteln fortgesetzt. Der Capintrito hielt daher Raffaeles Anwesenheit in Neapel, trotz der gutgewählten Verkleidung, für bedenklich und hatte ihm den Befehl gegeben, noch am gleichen Abend die Stadt wieder zu verlassen; denn ein so wertvolles Mitglied der Camorra wie der „Tiger vom Mercato" durfte nicht leichtsinnig der Gefahr einer Verhaftung ausgesetzt werden. So hatte denn Raffaele schweren Herzens an seinen Zufluchtsort zurückkehren müssen. — Seit Wochen weilte er nun schon wieder im Sorrentiner Gebirge, und selten drang eine Nachricht aus Neapel zu ihm in seine Einsamkeit.

Den Marchese hatte Raffaele beim Abschied beauftragt, den fremden Maler scharf zu überwachen. Aber Vito hätte dies auch ohnehin getan, denn die Eifersucht ließ ihm Tag und Nacht keine Ruhe. Doch hatte er, obwohl er ständig auf der Lauer lag, bisher nicht feststellen können, daß sich Using und Carmela, außer während der Vormittagsstunden beim Malen, irgendwo getroffen hätten. So bot sich ihm zunächst keine Gelegenheit zum Einschreiten. — Als aber der Maler nach Vollendung von drei Bildern noch immer keine Miene machte, seine Tätigkeit einzustellen, beschloß der Marchese, diesen Sitzungen ein Ende zu bereiten.

Es war zwischen sieben und acht Uhr abends, als er sich zu diesem Zwecke zu Donna Assunta begab. Auf der Schwelle prallte er fast mit Carmela zusammen, die, sorgfältig gekleidet und mit glühenden Wangen, soeben die Wohnung verlassen wollte.

„Wo gehst du hin?" stieß Vito erregt hervor und hielt das junge Mädchen am Arme fest. Sofort war in ihm der Verdacht erwacht, daß sie sich mit Using treffen wollte.

„Was fällt dir ein? Seit wann bin ich dir Rechenschaft schuldig?" erwiderte Carmela hochfahrend. Doch die lebhaften Farben ihres Gesichtes wichen dabei einer jähen Blässe.

„Ich komme als Stellvertreter deines Bruders," gab der Marchese zurück. „Ich bin Raffaele gegenüber dafür verantwortlich, daß du in seiner Abwesenheit nicht auf schlechte Wege gerätst. Und es scheint mir, daß du dich gerade anschickst, einen solchen zu betreten." Er sah Carmela durchdringend an und hielt sie dabei so fest an den Handgelenken, daß jeder Versuch, sich von ihm zu befreien, vergeblich gewesen wäre.

Da lenkte sie ein und sagte mit einem gekünstelten Lächeln: „Spiele doch nicht den eifersüchtigen Pulcinell. Davon werde ich heute abend noch genug zu sehen bekommen, denn ich will gerade ins Theater gehen."

„So, so. — Und mit wem, wenn man fragen darf?"

„Mit . . . mit Lucia aus der Zite-Gasse."

„Das ist nicht wahr! Du lügst!" — Der Marchese hatte seine ganze Selbstbeherrschung verloren und schrie es ihr laut ins Gesicht, daß die Vorübergehenden neugierig stehen blieben. „Soll ich dir sagen, mit wem du ins Theater gehst? Mit dem Deutschen! — Willst du es leugnen?"

Durch den Lärm aufgeschreckt, eilte jetzt Donna Assunta herbei. „Aber Don Vito! — Wie könnt Ihr denn das Kind so anfahren?" rief sie tadelnd. „Und schreien tut Ihr, daß die Leute zusammenlaufen. — Geht wenigstens ins Hinterzimmer, wenn Ihr mit Carmela zu sprechen habt."

„So komm!" sagte der Marchese kurz, aber etwas betreten, und drängte Carmela in das Innere der Wohnung. „Donna Assunta hat recht. Es ist besser, daß wir uns in Ruhe miteinander aussprechen."

„Ich wüßte nicht, worüber wir uns auszusprechen hätten," gab Carmela verächtlich zurück. „Doch damit du nicht etwa denkst, daß ich Furcht vor dir habe, will ich dich anhören. Aber mach es kurz, denn ich möchte dieser Albernheiten wegen nicht den Beginn der Vorstellung versäumen."

Sie betraten Carmelas Zimmer. Der Marchese schloß die Tür hinter sich und ging schweigend und nach den rechten Worten suchend im Zimmer auf und ab.

„Nun, so sprich doch! Was willst du von mir?" rief Carmela endlich und stampfte ungeduldig mit dem Fuße.

Da trat Vito plötzlich auf sie zu, griff nach ihren Händen und sagte mit weicher, fast flehender Stimme: „Carmela, fühlst du denn gar nichts für mich? Kann denn ein Fremder, der nur ein paar vergnügte Wochen mit dir verleben möchte, — für den du nichts bist als ein Spielzeug, das man beiseite schiebt, wenn man genug davon hat, — kann denn dieser hergelaufene Maler wirklich einen größeren Raum in deinem Herzen einnehmen als ich, der dich seit deiner Kindheit liebt, — der deines Bruders bester und treuester Freund ist, — der keinen sehnlicheren Wunsch hat, als dich endlich zu seiner Frau zu machen?"

„So laß doch nur Signor Raimondo aus dem Spiel!" entgegnete Carmela ablehnend und runzelte die Stirn. „Er ist mir jedenfalls noch nicht mit Liebeserklärungen lästig gefallen, so wie du es seit Jahren tust; darauf gebe ich dir mein Wort! — Und damit, daß ich nicht deine Frau werde, mußt du dich nun endlich abfinden. Ich habe dich noch nie in dieser Hoffnung bestärkt."

Der Marchese war von dieser unzweideutigen Eröffnung so betroffen, daß ihm die Knie den Dienst versagten und er sich wie gebrochen in einen der Sessel sinken ließ. Endlich sagte er mühsam und stockend: „Ich hatte bisher immer das Gefühl, daß du an mir hängst. Und bis zu dem Augenblick, wo dieser Fremde gekommen ist, warst du auch stets lieb und freundlich zu mir. Er hat dich mir geraubt!"

Carmela warf einen scheuen Blick nach dem Marchese. Und als sie bemerkte, wie verfallen sein Gesicht mit einmal aussah, da tat er ihr leid, und sie sagte freundlich: „Du irrst. Ich habe dich genau so gern wie immer, Vito. Wenn ich heftig war, so bist du mit deinen Quälereien selbst daran schuld. — Aber ich liebe dich wie einen Bruder, — nicht wie einen Mann, den man heiraten möchte. Niemand außer Raffaele und Donna Assunta steht mir so nahe wie du. Ist dir das nicht genug?"

Wieder trat eine längere Pause ein. Und da der Marchese noch immer, unbeweglich vor sich hinstarrend, sitzen blieb, sagte Carmela endlich, wieder ungeduldig werdend: „So, nun laß mich bitte gehen, Vito! Ich möchte wirklich nicht zu spät kommen." Sie machte einige Schritte nach der Türe zu.

Da sprang der Marchese auf und vertrat ihr den Weg. „Halt, wir sind noch nicht fertig miteinander! Über deine Gefühle zu mir hast du mich ja nun aufgeklärt. Aber meinen Fragen über den Maler bist du ausgewichen. Du kommst mir nicht hier heraus, ehe du mir nicht klar und deutlich meine Frage beantwortest: Liebst du diesen Menschen oder nicht?"

Schon hatte Carmela ein „Nein!" auf den Lippen. Aber da erwachte ihr alter Eigensinn; und plötzlich schrie sie Vito leidenschaftlich ins Gesicht: „Ja, ich liebe ihn, — über alles! — mit der ganzen Glut meines Herzens! — So, nun wißt ihr's alle!" —

Der Marchese war, wie von einem Hieb getroffen, zurückgetaumelt. Er streckte beide Hände aus, um Carmela zurückzuhalten. Aber mit einem spöttischen und zornigen Lachen, das ihn von neuem in quälende Ungewißheit stürzte, war sie an ihm vorbeigehuscht.

Er eilte ihr auf die Straße nach. Aber sie war schon in der Dämmerung und in dem Menschengewühl verschwunden.

Voller Verzweiflung kehrte Vito ins Haus zurück. Er fand Donna Assunta in höchster Erregung, denn auch sie hatte Carmelas leidenschaftliches Liebesbekenntnis gehört.

Die Alte hatte den jungen Marchese von Anfang an gern gemocht und zählte ihn, als besten Freund Raffaeles, schon längst zu ihrem engsten Kreise. Auch der Gedanke, daß er ihre Pflegetochter einmal heiraten und sie dadurch zur wirklichen Marchesa machen könne, hatte ihr zunächst ein wenig geschmeichelt. Doch seit sie gemerkt, daß Carmela Vitos Neigung durchaus nicht erwiderte, hatte sie seine Pläne nicht mehr unterstützt; denn Carmelas eigene Wünsche waren für sie bisher in allem ausschlaggebend gewesen. Jetzt aber war sie entschlossen, ihr Verhalten zu ändern, um so mehr, da Ussing gerade an diesem Morgen ihr letztes Wohlwollen verscherzt hatte:

„Was dieser Maler für ein gottloser und teuflischer Mensch ist, das ahnt Ihr ja noch gar nicht, Don Vito", erzählte sie nun eifrig. „Aber ich habe es jetzt erfahren! Als er heute morgen wieder an dem neuen Bilde malte, habe ich mich in Carmelas Zimmer geschlichen und an der Gartentüre gelauscht. Da hörte ich, wie . . ."

„Sie haben sich geküßt?" rief der Marchese außer sich vor Eifersucht.

„Nein, nein, so weit scheint es noch nicht zwischen ihnen zu sein", beruhigte ihn Donna Assunta. „Aber er hat etwas gesagt, was ich selbst einem Deutschen niemals zugetraut hätte. Ihr werdet es kaum glauben, wenn ich es Euch erzähle. Und doch ist es wahr. Ich habe ihn wohl verstanden, wenn er auch ein übles Italienisch spricht. Also er hat gesagt . . ." — sie rang vor Empörung nach Atem — „. . . daß meine ganze Kunst . . . ein . . . großer Schwindel wäre, — daß sie an die ganze Zauberei nicht glauben dürfte, wenn ich es sonst auch noch so gut mit ihr meinte! — Glaubt Ihr nun noch, daß dieser Mensch überhaupt ein Christ ist?" schloß sie, tief aufatmend.

„Und was hat Carmela darauf gesagt?" fragte der Marchese gespannt.

Sie hat ihm natürlich nicht geglaubt und ihn tüchtig ausgelacht!" entgegnete die Wahrsagerin triumphierend. „Aber wer weiß, was er dem Kinde sonst noch eingeredet hat, — dieser Heide, — dieser Ungläubige! — — dieser Verleumder!"

„So beweist es ihm doch, Donna Assunta, daß Ihr keine Schwindlerin, sondern eine mächtige Zauberin seid!" drängte der Marchese. Und da sie mit einer Antwort zögerte, sprang er auf und rief, die Arme flehend erhoben und mit bebender Stimme: „Ich beschwöre Euch, Donna Assunta, gebt Carmela endlich den Liebestrank, damit sie diesen Schurken vergißt! Ich verspreche Euch, daß sie es bei mir so gut haben soll wie keine Frau in ganz Neapel, wenn Ihr mir ihre Liebe verschafft!"

Auf dem brutalen Gesicht des häßlichen Weibes spiegelte sich ein kurzer, aber schwerer innerer Kampf. Dann sagte sie mit einem plötzlichen Entschluß: „Gut, ich will es tun — obwohl ich mir gelobt habe, niemals Carmelas Herz durch meine Künste zu beeinflussen. Aber ich sehe ein, daß es das einzige Mittel ist, sie aus den Klauen dieses Teufels zu retten."

Mit einem Jubelruf war der Marchese emporgesprungen. „Wann werdet Ihr es tun, Donna Assunta? Geht es nicht noch heute? Vielleicht wird es sonst zu spät. Wer weiß, was dieser Deutsche mit Carmela vorhat!"

Die Hexe wiegte den Kopf. Ich brauche eine Haarlocke von Carmela dazu. Die muß ich ihr erst, wenn sie schläft, heimlich abschneiden. — Und dann muß ich auch eine gute Gelegenheit abwarten, ihr den Trank einzugeben, damit sie keinen Verdacht schöpft."

(Fortsetzung folgt.)

Schillers Humor.

Von Max Grube-Meiningen.

Wenn wir an Schiller denken, erhebt sich vor unserem geistigen Auge unwillkürlich die Gestalt des großen Tragikers, des Einzigen, der neben Shakespeare stehen darf.

Seltener erinnern wir uns wohl daran, daß er, wie jener auch Meister auf dem Gebiete des Humors ist, wenn auch der des Briten vielleicht noch reicher quellen mag. Kein großer Dichter ist ohne diese Gabe zu denken, muß sich doch das Weltbild nach allen Seiten in seinem Geiste spiegeln. Wie reich ist die Galerie heiterer Gebilde, die Schiller geschaffen hat!

Schon in dem Löwenwurfe des Jugendwerkes, in den „Räubern" irrlichteliert Spiegelberg, erhebt der tapfere und sich doch möglichst salvierende Pater seine Stimme, eine Figur, die wie eine Vorstudie zum Kapuziner in „Wallensteins Lager" anmutet.

Im „Fiesco" springt uns der „konfiscierte Mohrenkopf" des Muley Hassan entgegen, den der Dichter im Personenverzeichnis „eine originelle Mischung von Spitzbüberei und Laune" nennt. Laune war der damalige Ausdruck für Humor. Was unter „konfisciert" zu verstehen ist, dürfte schwerer zu erklären sein. Es mag wohl der Begriff der Kontrebande zugrunde gelegen haben, die der Konfiskation verfallen muß. — Die deutsche Leibwache des greisen Dogen Andrea Doria wird von den Aufständischen unter Calcagnos Führung angefallen. „Wer da? Was gibt's da?" ruft dieser, und die Antwort lautet kurz und bündig: „Deutsche Hiebe!"

Voller Gemütstiefe und voll drastischen Humors, denn beide gehen ja meistens Hand in Hand, ist der alte Miller in „Kabale und Liebe". Er drückt sich oft so kräftig aus, daß die Bühne manche seiner Reden streichen muß. Man muß sie nachlesen, um sich an ihnen zu ergötzen. Die drolligste Figur, die Schiller hingestellt hat, bildet entschieden der Hofmarschall von Kalb. Leider wird er fast immer karikiert dargestellt, oft sogar in der Maske. Die meisten Schauspieler vergessen, daß Kalb kein bloßer Narr ist, der Präsident hat ihn doch immerhin zum Mithelfer bei der großen Intrige benutzt, durch die er emporgestiegen ist. Auch sein Äußeres muß doch die Möglichkeit zulassen, daß er für den Geliebten Luisens gelten und Ferdinands Eifersucht erwecken könnte. Er ist ein Hohlkopf, dessen Denkvermögen sich ganz in den Formenkram des Hofwesens verfangen hat, aber kein vollkommener Trottel.

Selbst im „Don Carlos" erblicke ich wenigstens eine freilich nur ganz leicht komisch gefärbte Person in der Herzogin von Olivarez, der Hofmeisterin der Königin. Auch ihr Gesichtskreis reicht nicht über die Gebote der Etikette hinaus. In offenbarer Verlegenheit meldet die Herzogin, daß der Marquis von Posa „wünscht, die Gnade zu erhalten, der Königin Briefe ihrer Mutter übergeben zu dürfen." Daß dies nicht in feierlicher Audienz, sondern gerade in Aranjuez geschehen soll, geht ganz über ihre Vorstellung; und als die Königin, die den Zwang spanischer Etikette ja kennt, fragt: „Und das ist erlaubt?", kann sich die Herzogin zu keinem Ja oder Nein entschließen.

„In meiner Vorschrift
Ist des besondern Falles nicht gedacht,
Wenn ein castilian'scher Grande Briefe
Von einem fremden Hof der Königin
Von Spanien in ihrem Gartenwäldchen
Zu überreichen kommt."

Welche Redeweise! Und als die Königin es auf ihre eigene Gefahr wagen will, sucht sich die Frau Oberhofmeisterin wenigstens aller Verantwortung zu entziehen und bittet, sich entfernen zu dürfen. Wer sieht da nicht die stocksteife Dame vor sich? Wer kann sich eines Lächelns erwehren?

Welche Fülle des echtesten Humors strömt in „Wallensteins Lager"! Der superkluge, auf seine hohe Würde unbändig stolze Wachtmeister, der seinen Stock mit dem Königszepter vergleicht, die prächtige Gustel von Blasewitz, die lustigen Jäger, jede einzelne Figur müßte man aufzählen, wollte man der sprudelnden Laune des Dichters gerecht werden, die ihren Höhepunkt im Kapuziner erreicht. Auch hier liegt die Gefahr der Übertreibung für den Darsteller vor. Der Fanatismus meint es sehr ernsthaft, er wirkt nur komisch.

In den „Piccolominis" fällt der dicke Feldzeugmeister Tiefenbach als erheiternde Episodenfigur auf. Und was für eine originelle ist Graf Isolan, „der böse Zahler"! Der Auftritt, in dem Piccolomini dem Kroaten das Messer an die Kehle setzt und ihn zwingt, sich von Friedländer loszusagen, darf als eine der besten Lustspielszenen angesprochen werden.

Selbst in der ergreifenden Tragödie der „Maria Stuart" blitzt Schillers Humor an einer Stelle auf, wenn Burleigh zum Lord Leicester sagt: „Graf, dieser Mortimer starb Euch sehr gelegen." Und eben dasselbe ist in der Jungfrau der Fall, wo Talbot der Megäre Isakan zuruft:

„Geht, geht mit Gott, Madam', wir fürchten uns
Vor keinem Teufel mehr, sobald Ihr fort seid."

Der Schauspieler, der seinem „Tell" nicht die Grundfärbung einer wackeren gemütlichen Jovialität zu Beginn der Rolle verleihen kann, raubt der erschütternden Wandlung, die in das sonnige Wesen des Älplers durch die Forderung des Schusses eintreten muß, viel von ihrer erschütternden Wirkung. Tell ist eine sonnige Natur, und so wurde er von Mitterwurzer und Matkowsky wiedergegeben.

Und schließlich: Hat nicht Schiller die Turandot bearbeitet und den „Parasit" und den „Neffen als Onkel", zwei Lustspiele, der Übersetzung würdig gehalten?

An Schillers Werken bewahrheitet sich Goethes Wort, jede große Dichtung sei auch gewissermaßen ein Stück Natur. Wie wir erleben, daß Sonnenschein und Unwetter am selben Tage eintreten können, so blicken wir bewundernd zu dem Genius auf, der die gewaltigste Kraft der Tragik entfaltete und den doch auch die heitere Muse auf die Stirne geküßt hat.

Der Dichter des deutschen Idealismus

(Zu Schillers 175. Geburtstag am 10. November 1934.)

Von Professor Dr. Gerhard Budde-Hannover.

Der Führer hat einmal gesagt, daß am Anfang seines Strebens Deutschland gestanden habe und am Ende seines Strebens Deutschland stehen werde. Damit hat er einen vortrefflichen Ausdruck gefunden für das Wesen eines vaterländischen Idealismus, dessen überzeugendster Vertreter im heutigen Deutschland er selber ist.

Schon Fichte verkündete allgemein einen Idealismus der sittlichen Tat. Dieser muß besonders darauf gerichtet sein, durch Überwindung des Trieblebens und der Selbstsucht zu einem geistigen Charakter vorzudringen. Der einzige Leitstern unseres Handelns soll, wie es auch schon Kant gefordert hatte, die Pflicht sein. Diesen Idealismus der sittlichen Tat wollte Fichte vor allem auch in den Dienst des Vaterlandes gestellt wissen. Er tat dies in seinen „Reden an die deutsche Nation" im Winter 1807/8 in der Berliner Akademie, während die Trommeln der französischen Garnison drunten vor den Fenstern erklangen.

Das gleiche Bestreben zeigte auch Schiller. Keiner von unseren klassischen Dichtern hat den dem Idealismus der Tat zugrundeliegenden Gedanken der sittlichen Freiheit, den Kant und Fichte entschieden vertraten, so begeistert verherrlicht wie er. Er stand mit ganzer Seele zu Kants Freiheitslehre, zu seiner Erhebung des Menschen über allen Mechanismus der bloßen Natur, zu seiner Erweckung eines stolzen Selbstbewußtseins des Menschenwesens als eines Gliedes des Zeichens der Freiheit.

„Der Mensch ist frei geschaffen, ist frei,
Und würd' er in Ketten geboren.
Laßt euch nicht irren des Pöbels Geschrei,
Nicht den Mißbrauch rasender Toren!
Vor dem Sklaven, wenn er die Kette bricht,
Vor dem freien Menschen erzittert nicht."

So ruft Schiller in dem Gedicht „Die Worte des Glaubens" aus. Und weil der Mensch frei ist, so kann er aus freier Entschließung sich in den Dienst des Guten stellen, so kann er die Tugend üben.

„Und die Tugend, sie ist kein leerer Schall,
Der Mensch kann sie üben im Leben;
Und sollt' er auch straucheln überall,
Er kann nach der göttlichen streben!
Und was kein Verstand der Verständigen sieht,
Das übet in Einfalt ein kindlich' Gemüt!"

Freiheit und Tugend aber weisen den Menschen hin auf eine der Welt der Sinne überlegene Welt, auf die Welt der Moral und ihren Träger, also auf Gott.

„Und ein Gott ist, ein heiliger Wille lebt,
Wie auch der menschliche wanke;
Hoch über der Zeit und dem Raume webt
Lebendig der höchste Gedanke.
Und ob alles in ewigem Wechsel kreist,
Es beharret im Wechsel ein ruhiger Geist."

Mit Kant und Fichte teilt Schiller die gewaltige Kraft der Aufrüttelung und Bewegung, die tapfere Gesinnung, die Lust an Kampf und Sieg. Und dies alles wurzelt auch bei ihm in dem Bewußtsein der Zugehörigkeit des Menschen zu einer der sinnlichen Welt überlegenen sittlichen Welt, in der er sich über die starre Gesetzlichkeit des Naturgeschehens hinausgehoben und in ein Reich der Freiheit versetzt fühlt. Er empfindet, daß er zu etwas Besserem geboren ist als zu zu einem Sklavenleben unter den Gesetzen der Erfahrungswelt.

„Es ist kein leerer schmeichelnder Wahn,
Erzeugt im Gehirne des Toren;
Im Herzen kündet es laut sich an:
Zu was Besserem sind wir geboren.
Und was die innere Stimme spricht,
Das täuscht die hoffende Seele nicht."

Das Bessere aber, zu dem wir geboren sind, ist ein Leben in Dienste von Idealen.

Und wie ein Volk diesen Kampf führt und führen muß, zeigt uns Schiller vor allem in seinem „Tell". Diese Dichtung hat sich deshalb auch immer wieder in Zeiten schwerer Bedrängnis dem deutschen Volk als eine tatenerzeugende Lebensmacht erwiesen. Das gilt aber auch noch von anderen Dramen Schillers.

Bei Schiller hat die vaterländische Idee nichts von abschließender Beschränktheit und chauvinistischer Verstiegenheit; sie vereinigt sich vielmehr mit einem weltweiten Bildungsstreben. Er stellt es als des Deutschen hohen Beruf hin, in völkisch bedingter, persönlicher Kultur zugleich das Ideal des Weltbürgertums zu erfüllen, und er berührt sich darin eng mit Fichte. „Der Deutsche", sagt er, „ist erwählt von dem Weltgeist, während des Zeitkampfes an dem ewigen Bau der Menschenbildung zu arbeiten, nicht im Augenblick zu glänzen, sondern den großen Prozeß der Zeit zu gewinnen." Seine Kultur wird die Entwicklung aller anderen Nationen in sich aufnehmen und dann wie ein mächtiger Baum festgewurzelt, im Kern gesund und mit breit ausgeladener Krone dastehen. „Jedes Volk hat seinen Tag in der Geschichte, doch der Tag des Deutschen ist die Ernte der ganzen Zeit."

So hat Schiller wie auch Fichte den Kantischen kategorischen Imperativ der Pflicht von dem Einzelnen auf das Volk ausgedehnt und dadurch den Grundgedanken des deutschen Idealismus für das Vaterland fruchtbar gemacht. Darin liegt seine unvergängliche nationale Bedeutung, und darin liegt vor allem auch seine Bedeutung gerade für die Gegenwart.

Endkampf um das Rätsel von Loch Neß.

Der Photograph und die Seeschlange.

Von Viktor Platz.

Es soll nun einmal keine Ruhe haben, das Unglückswesen von Loch Neß. Womit dieser Seeschlange oder was es sonst sein mag, auch Recht geschieht. Was hat diese Bestie erstens in unserem aufgeklärten Jahrhundert und zweitens in einem schottischen Gewässer zu suchen? In den Wasserweiten des Stillen Ozeans hätte sich kein Mensch darum gekümmert. So aber zerren natürlich Tausende von eifrigen Händen an dem Schleier, der über dem Geheimnis von Loch Neß liegt.

Es läßt sich nicht leugnen, das die ganze, monatelange Suche nach dem Fabeltier nur sehr dünne und bescheidene Erfolge zeitigte. Wenn man es richtig besieht, ist eigentlich überhaupt nichts ans Tageslicht gekommen. Was man von der angeblichen Seeschlange weiß, geht im Großen und Ganzen doch nur auf der phantasie- oder auch whiskybeflügelten Erzählungen der Eingeborenen am See von Loch Neß zurück — —

So wurde es langsam still um das Seeschlangentier. Das war jedoch nur eine Art Ruhe vor dem Sturm, denn nun kommt der Mann, der einen fürchterlichen Schwur geleistet hat, dem See von Loch Neß sein Geheimnis zu entreißen, komme es, wie es auch wolle.

Der kühne Mann, der dieses tun will, ist ein amerikanischer Photograph und heißt Williamson.

Eins muß man dem Mister Williamson zuerkennen: Die für sein Unterfangen notwendigen Fachkenntnisse bringt er mit. Er ist ja auch keiner der Photographen, die mit „Bitte recht freundlich!" an dem Material zur Füllung von Familienalben arbeiten. Williamson ist Unterwasserphotograph und hat sich mit seinen märchenschönen Tiefseebildern, die er bei den Brahamas und an der südamerikanischen Küste aufnahm, in den Vereinigten Staaten einen großen Namen geschaffen.

Und nun will Williamson doch auf eine bestimmte Porträtaufnahme los, auf das Antlitz der Seeschlange von Loch Neß. Der Photograph glaubt übrigens nicht, daß er etwas seeschlangenähnliches in dem schottischen Gewässer finden wird; seine Meinung geht dahin, daß es sich um einen riesigen Tintenfisch handelt. Mit der wechselnden Form eines solchen Wasserwesens wäre dann ja auch das Rätsel erklärt, wieso alle, die das Untier von Loch Neß gesehen haben wollen, es in anderer Gestalt schildern.

Aber ob Tintenfisch oder nicht, Williamson hat es sich vorgenommen, das größte Rätsel zu entlarven und es unmißverständlich auf die Photoplatte zu bannen. In einer Art Taucherglocke, die er sich für seine Zwecke hat konstruieren lassen, will er den Rätselsee bis in seine entlegensten Winkel durchsuchen.

Die Taucherglocke, von ihrem Besitzer „Photosphere" genannt, hat ihre Brauchbarkeit bereits wiederholt unter Beweis gestellt. Die eigentliche Glocke ist etwa zwei Meter hoch und hängt an einem verstellbaren Stahlrohr von einem Meter Durchmesser, das bis zu einer Länge von 130 Metern ausgelassen werden kann. Das Rohr dient zum Einstieg in die Glocke, die ein zwei Meter langes Fenster besitzt und mit starken Scheinwerfern ausgerüstet ist, so daß photographische Aufnahmen bis zu einer Entfernung von fünfzig Metern möglich sind.

Williamson ist also gut gerüstet. Daß ihm das möglicherweise vorhandene Fabeltier etwas tun könnte, hält er für ausgeschlossen. „Die Photosphere" trotzte bereits den Angriffen wütender Haifischschwärme und bewies sogar den gefürchteten Tiefseekraken gegenüber ihre unverwüstliche Haltbarkeit. Die schottische Seeschlange würde sich ihre Zähne — so sie welche haben sollte — ganz umsonst daran ausbeißen und doch gefilmt werden.

Noch in diesem Jahre gedenkt der Amerikaner seine Rundreise in den Tiefen von Loch Neß anzutreten. Wir werden ja sehen, was dabei herauskommt.





Die ältesten Steinzeitfunde Nordeuropas.

In den Kreisen der in- und ausländischen Archäologen macht ein Fund bedeutendes Aufsehen, der in der Umgebung der Ortschaft Meienburg bei Hamburg gemacht werden konnte. Es handelt sich um einen altsteinzeitlichen Lagerplatz, dessen Alter auf 17 000 bis 20 000 Jahre geschätzt wird. Die bei der Freilegunng des alten Lagerplatzes zutage geförderten Werkzeuge, die sämtlich aus der Epoche des Magdalenien stammen, sind die ältesten altsteinzeitlichen Funde, die bisher im norddeutschen Flachland vorgekommen sind. Sie werden von der Wissenschaft als der älteste Steinzeitfund Nordeuropas angesprochen. Zunächst lenkte ein Fund von zirka 700 Werkzeugen aus Stein die Aufmerksamkeit der Forscher auf sich. Durch die Ausschachtung eines dicht bei der Fundstelle gelegenen Tümpels durch den Freiwilligen Arbeitsdienst, sind weitere Schätze von überragender Bedeutung zutage gefördert worden, die ein lebendiges Bild der damaligen Tierwelt geben. Man fand u. a. über 100 Renntiergeweihe, von denen eine größere Zahl mit Feuersteinmeißeln bearbeitet war. Dazu kommen Knochenfunde vom Wildpferd, Überreste vom Wildschwan, vom Schneehasen, vom Schneehuhn usw. Besondere Bedeutung kommt den aus Renntiergeweihen hergestellten Werkzeugen zu wie Pfeilspitzen, Dolchen u. a. Man besitzt in den zutage geförderten Fundstücken die wertvollsten Dokumente der frühen Steinzeit.

Verantwortlicher Redakteur: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann, T. z o. p., beide in Bromberg.